



Quelle: Sammlung Dörmke

Der Antisemitismus manifestierte sich nicht erst während der „Arisierung“:
Antijüdische Boykottaktionen in Flensburg, April 1933 (zum Band von Sven Hamann, S. 196ff.)

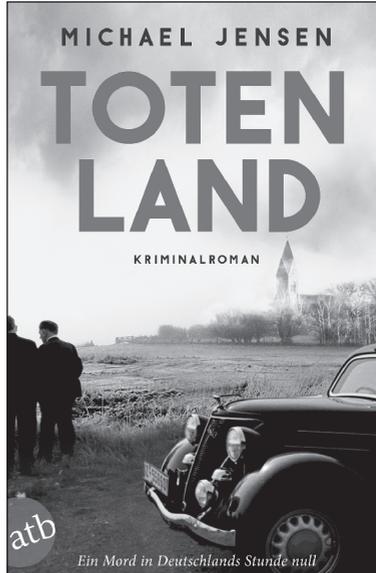
REZENSIONEN

Schwindender Flensburg-Koeffizient

Dass eine Leiche irgendwo an einer abgelegenen Feldwegkreuzung liegt, kommt in Kriminalromanen durchaus schon mal vor. Doch wenn sie in einer Nazi-Uniform steckt und dem beleibten Toten obendrein noch „Nazi“ aufs entblößte Gesäß geritzt wurde – dann ist es ein Fall für Jens Druwe.

Willkommen im Flensburg des Frühjahrs 1945: Seine Maßnahmen zur Aufklärung des Falles hier draußen in Kattrup führen den aus Berlin an die Förde strafversetzten Kommissar tief hinein in finstere Machenschaften der letzten Kriegstage, in denen die Machtverhältnisse von bekannten wie unbekanntem Playern neu gemischt werden. Druwe stolpert in ein Netzwerk aus Nazis, die an einer Rattenlinie ins Ausland arbeiten und Hunderte falsche Personalpapiere für Funktionäre und Militärs bereithalten.

Mit diesem Fall startet *Totenland*, der Debütroman von Michael Jensen, in dem er den Ermittler Jens Druwe von seiner Dienststelle im Polizeiposten Glücksburg ermitteln lässt. Und die letzten Kriegstage dort oben im Norden bieten ein riesiges Potenzial für spannende Verwicklungen, mysteriöse Gestalten

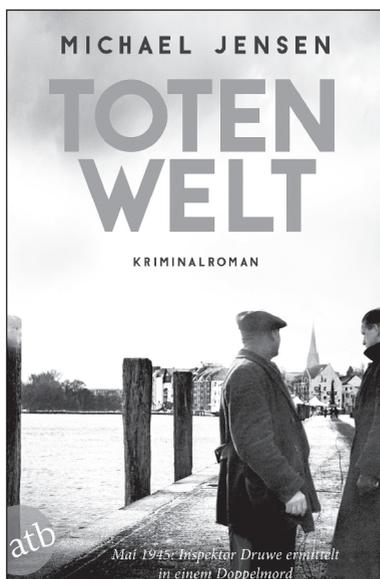


Michael Jensen, *Totenland*. Kriminalroman. Berlin: aufbau taschenbuch 2019. 392 S.

und verwickelte Motive.

Kriminalromane mit zeithistorischem Hintergrund haben Konjunktur. Als ab 1989 Philip Kerrs Trilogie *Berlin Noir*¹ um Bernie Gunter erschien, der hinter den kriminellen Machenschaften von NSDAP-Funktionären herrecherchierte, ahnte wohl niemand, wie beliebt diese Form historisierender Fiktion werden sollte. Nicht erst Volker Kutscher nutzte in der Fol-

1. Philip Kerr, *March Violets* (1989), *The Pale Criminal* (1990), *A German Requiem* (1991), als *Berlin Noir*, London 1993, deutsch Reinbek 2007.



Michael Jensen, Totenwelt. Kriminalroman. Berlin: aufbau taschenbuch 2020. 376 S.

ge die späten Weimarer Jahre und die NS-Zeit intensiv, um darauf bislang neun Bände Geschichten um Gereon Rath aufzubauen², der sich im Berliner Großstadtschun- gel mit vielschichtigen kriminellen (und politischen) Milieus herum- schlägt. Auch ein historisch exakt arbeitender Autor wie Frank Gold- ammer mit seinen im Dresden der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre beginnenden und bis in die Zeit des Mauerbaus weitererzählten Krimi- nalgeschichten um den Kriminal- hauptmann Max Heller³ projiziert erzählerisch geschickt ihre fiktiven

Fälle auf die präzise konstruierten geschichtlichen Hintergründe – das eine ist ohne das andere schließlich nicht mehr denkbar.

Nun also Flensburg 1945ff: Eigentlich lange überfällig, dass sich jemand dieser gerade in den letzten Tagen des „Dritten Reiches“ und des anfangs noch sehr wackeli- gen Friedens im Kraftfeld aus letz- ter Reichsregierung, untergetauch- ten Nazis und britischen Besitzern mit der Fantasie eines Krimiautors annimmt. Und auch hier konstru- ierte, von den historischen Verhält- nissen angeregte Verbrechen samt der Aufklärung in Lokalitäten der Fördestadt und ihrer Umgebung ansiedelt. Das hat Michael Jensen endlich getan.

Das Personal

Anders als in vielen zeithistorischen Krimis baut Jensen mit seinem Jens Druwe keinen Helden auf, der auch die kompliziertesten Fälle trotz erlittener Blessuren sieg- und glor- reich aufklärt. Aufklären tut der schon, aber eben nicht siegreich; der Mann ist eher durchschnitt- lich, träumt in seiner Glücksburger Polizeistelle von seinen goldenen Ermittlertagen in Berlin, trägt aber schwer am kriegsbedingten Verlust seiner Hand und einem wachsen-

2. Volker Kutscher, Der nasse Fisch (2008), Der stumme Tod (2009), Goldstein (2010), Die Akte Vaterland (2012), Märzgefallene (2014), Lunapark (2016), Marlow (2018), Olympia (2020), Transatlantik (2022).

3. Frank Goldammer, Der Angstmann (2016), Tausend Teufel (2017), Vergessene Seelen (2018), Roter Rabe (2018), Juni 53 (2019), Verlorene Engel (2021), Feind des Volkes (2021).

den Schuldgefühl. Irgendwas ist mit dem Mann, und tatsächlich: Es kommt heraus, dass er im besetzten Osten unter Druck aktiv an Erschießungen teilnehmen musste – ein Faktum, das ihm sowohl Alpträume beschert als auch als Druckmittel gegen ihn eingesetzt wird. Denn Druck hin oder her, Druwe trägt fortan eine schwere Schuld mit sich herum, die im Lauf der drei Romane immer greifbarer wird und ihn immer angreifbarer macht.

Schnell stößt Druwe in Katstrup auf Eva Steinfeld, Schwester eines verfolgten Oppositionellen, die sich dem NS-Ermittler gegenüber ablehnend verhält, aber bald dessen Menschlichkeit spürt und sich zaghaft öffnet. Evas Bruder – auf dem Todesmarsch vom Kolafu zum AEL Nordmark nach Kiel entflohen – bildet die dritte tragende Säule in dieser Gruppe literarischer Charaktere.

Allerdings bleibt Eva erzählerisch sehr blass und wird – vermutlich vom Autor unbeabsichtigt – mit bedeutungsschweren Aussagen zum Spiegel des immer stärker auf sich selbst fokussierten Druwe. Für ihn braucht die Frau an seiner Seite kaum Konturen (und entsprechend wenige hat sie denn auch), zu sehr ringt er – beruflich – mit dem Bösen und – psychologisch – mit seiner Schuld. Das ist zwar für zeitgeschichtliche Krimis eher ungewöhnlich, gibt dem Mann und den Handlungen aber eine ungewöhnliche Note.



Michael Jensen, Totenreich. Kriminalroman. Berlin: aufbau taschenbuch 2021. 446 S.

Spannungsfaktor

Jensen würfelt alle Zutaten in seine Geschichte, die die Lektüre spannend machen: Schwierige Beziehungen mit den britischen Kollegen, denen gegenüber Druwe den Nazi abschütteln und den inneren Menschen zum Vorschein bringen muss, sinistre SA-Leute, die in Mürwik brutal und rücksichtslos am Schlupfloch raus aus Nazi-Deutschland und hinein nach Südamerika arbeiten, Schießereien und weitere Morde, unzuverlässige Kontaktleute, Geheimdienstagenten – so lassen sich schnell die 360+ Seiten füllen. Auch Band 2 und 3 – *Totenwelt* und *Totenreich* – lohnen die Lektüre, wenngleich die Schauplätze teils

weit von Flensburg entfernt liegen und Druwe im Auftrag der Briten hinter untergetauchten Nazis herspionieren muss. Die Person des Ermittlers hält die Leserinnen und Leser bei der Stange. Die Druwe-Trilogie ist vielleicht kein Page-Turner wie die Bücher um Gereon Rath – spannende Unterhaltung garantiert sie aber ebenfalls.

Lokalfaktor

Kattrup, Munkbrarup, Glücksburg, Mürwik – der Regional- und Lokalfaktor ist anfangs hoch, aber mit fallender Tendenz. Spielen im ersten Band der Raum Flensburg und die Stadt selbst zumindest als wiederkehrende Kulisse eine Rolle, bei der besonders die Marineschule in Mürwik als Schauplatz dient, entfernt sich der schuldgeplagte Kommissar immer mehr von konkreten Lokalitäten. In den Bänden 2 und 3 verliert Flensburg drastisch an Bedeutung, im erzählerischen Diskurs vollzieht der Autor eine Fokusschiebung von Lokal- zur Personalgeschichte. Das Lokalkolorit ist

nicht mehr handlungsprägend, es wird zur simplen Folie, wenn Druwe nach Flensburg heimkehrt und seine Eva besuchen darf. Denn seine schuldhaften Verwicklungen in die Erschießungen im Osten machen ihn zur Marionette der Mächtigen, was auch die Briten zu ihrem eigenen Gewinn ausnutzen.

Druwes persönliche Odyssee

Insgesamt ist Michael Jensen mit seiner Druwe-Trilogie ein spannendes Stück literarisierter Zeitgeschichte gelungen. Man begleitet den Mann auf seiner persönlichen Odyssee durch Schuld und Recht mit Sympathie und wird mit ungewöhnlichen, gut konstruierten Plots belohnt. Allerdings dürfte die Person auserzählt sein – mehr Druwe ist nicht. Und Jensen hat sich längst Berlin als Schauplatz zugewendet – in einer weiteren Trilogie widmet er sich nun der Weimarer Zeit. Anspruchsvolle Unterhaltung dürfte auch in *Blutgold*, *Blutige Stille* und *Blutiger Schnee* garantiert sein.

Kay Dohnke

Neun Beispiele für 800 Leben

Selten hat ein Buch zu einem historischen Thema ein so sprechendes Äußeres. Der Umschlag des Sammelbandes zum „Todesmarsch“ von Hamburg nach Kiel 1945 erzählt bereits die gesamte Geschichte in nuce: Neun Porträts stehen für

neun verschiedene Lebensläufe, die allesamt – so unterschiedlich sie auch begonnen haben und sich entwickelt haben mögen – sich doch alle an einem zentralen Punkt treffen: der viertägigen Odyssee auf der Landstraße zwischen Hamburg und

dem „Arbeiterziehungslager Nordmark“ in Kiel-Russee im April 1945. So unterschiedlich die Vorgeschichten, die Lebensstile, die „Verfolgungsgründe“ auch gewesen sein mögen – die Leben dieser neun Menschen, ja diese neun Menschen selbst treffen sich in einem historischen Moment, der vier unerträglich lange Tage andauern sollte. Die Rede ist vom Marsch von etwa 800 Menschen, die im April 1945 von Hamburger Polizeigefängnis Kolafu ins „Arbeiterziehungslager Nordmark“ in Kiel-Russee getrieben wurden. Uwe Fentsahm hat diesen Marsch bereits 2004 in den *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte* erstmals rekonstruiert, eine neuere Version ist im Buch wieder abgedruckt.¹

Angesichts der hier rekonstruierten Lebensläufe fragt man sich, wieso eigentlich niemand früher auf die Idee gekommen ist, nach den auf den Marsch gezwungenen Menschen zu fragen – und hier liegt das große Verdienst des Projektes, nämlich die Individuen zu identifizieren und die Hintergründe auszuleuchten, die diese Menschen im April 1945 nach Hamburg und weiter nach Kiel brachten. Die Vielfalt überrascht: Verfolgte Vertreter der Arbeiterbewegung und verfolgte Jüdinnen und Juden werden ebenso vorgestellt wie durchaus schillernde Figuren wie etwa der Bohemien



Dietlind Kautzky / Thomas Käpernick (Hg.), „Mein Schicksal ist nur eins von Abertausenden“. Der Todesmarsch von Hamburg nach Kiel 1945. Neun Biografien. Hamburg: VSA-Verlag 2020. 189 S.

Maurice Sachs, der sich sogar als Gestapospitzel verdingte, aber doch auf dem Marsch erschossen wurde.

Das Buch von Kautzky und Käpernick leistet vielerlei: Es ermöglicht nicht nur die Würdigung der hier vorgestellten Menschen, sondern holt die bislang kommunizierten Zahlen der auf den Marsch nach Kiel Gezwungenen aus der Anonymität heraus. Neun von geschätzten 800 Menschen bekommen hier ihre Geschichte zurück, und bei jenen, die überlebten, erfährt man noch

1. Uwe Fentsahm, Alle Häftlinge, die zurückbleiben oder Fluchtversuche machen, sind zu erschießen. Die Verlegung der Häftlinge des Polizeigefängnisses Fuhlsbüttel ins AEL Nordmark in Kiel-Hassee im April 1945. In: *ISHZ* 59 (Kiel 2019), S. 162-195.

vieles über ihr Leben nach dem „Todesmarsch“ und ihre Versuche, dieses Verfolgungstrauma zu bewältigen oder doch damit irgendwie zu leben. Dabei stellt sich nicht die Frage, ob sich die neun Personen tatsächlich bewusst getroffen haben oder ob sie füreinander namenlose Leidensgenossen waren, die sich stumm nebeneinander her über die Landstraße nach Kiel geschleppt haben. Der Marsch wird für die Leserinnen und Leser des Bandes wie ein Vergrößerungsglas: Man nimmt Anteil an der Vor- wie auch Nachgeschichte der Menschen, die von den nationalsozialistischen Machthabern oft nach langer Verfolgungsgeschichte hierher getrieben wurden und letztendlich vernichtet werden sollten.

Und noch eines zeigt das Buch: Wir können noch heute – mehr als 75 Jahre nach den Ereignissen – viel über die Betroffenen herausbekommen. Dietlind Kautzky und Thomas Käpernick haben gut daran getan, insgesamt acht engagierte Autorinnen und Autoren in das Projekt einzubinden – nicht, weil sie es allein

nicht geschafft hätten, sondern weil ihnen auf diese Weise eine Vielstimmigkeit gelungen ist, die der Vielfalt der hier rekonstruierten oder erstmals niedergelegten Lebensgeschichten entspricht.

Eine Namensliste am Ende des Bandes führt diejenigen „Teilnehmerinnen und Teilnehmer“ am Marsch nach Kiel auf, die bislang in aufwendiger Recherche identifiziert werden konnten. Fest steht, dass diese Biografiengruppe weiter arbeiten und zweifellos weiteres Licht in diesen fast finalen Abschnitt der Verfolgung in Schleswig-Holstein bringen wird. Ihre Arbeit ist nicht nur eine lange überfällige Würdigung der betroffenen Menschen, sie ist eine Bereicherung der historischen Literatur und ein gelungenes Experiment später, aber doch ertragreicher und vielstimmiger Geschichtsschreibung.

Ein Glossar und eine Liste der bis dato identifizierten Marschteilnehmerinnen und -teilnehmer runden den Band ab. Er konnte 2020 auch in englischer Sprache erscheinen.

Kay Dohnke

Relikte einer verlorenen Welt

Der seit 400 Jahren bestehende jüdische Friedhof in Glückstadt gehört zu den bedeutsamsten und ältesten jüdischen Begräbnisstätten nördlich der Elbe. Er ist die einzige Einrichtung, die an die ehemalige jüdische

Gemeinde der Kleinstadt erinnert. Die wenigen noch erhaltenen Grabsteine aus dem 17. Jahrhundert werden heute als Kulturdenkmale mit herausragender Bedeutung angesehen. Diese Einstellung hat

sich jedoch erst durchgesetzt, nachdem der Friedhof 2013 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Nach der Auflösung der jüdischen Gemeinde im Jahre 1915 betrachtete Glückstadt den Friedhof – über alle Zeitepochen hinweg – als „Ungeliebtes Erbe“.¹

2021 veröffentlichte der Redakteur Kay Blohm aus Herzhorn im Eigenverlag eine umfangreiche Monografie über den jüdischen Friedhof. Der Autor hatte ursprünglich Geschichte auf Lehramt studiert und sich jahrelang mit der jüdischen Geschichte von Glückstadt beschäftigt. Gefördert wurde seine Publikation durch den Verein „2021JLID“, der anlässlich des Fest- und Gedenkjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ gegründet und mit Mitteln des Bundesinnenministeriums ausgestattet worden war.²

Kay Blohm beschreibt zunächst die Geschichte der jüdischen Gemeinde von Glückstadt und bezieht dabei die Gesamtentwicklung der Elbestadt ein. Diese Geschichte war zuvor noch nicht aufgeschrieben worden, was bei verschiedenen Gelegenheiten schon deutlich bemängelt worden war.³ Deshalb sollen hier zumindest die entscheidenden Episoden aufgezeigt werden.

1. So der Titel des Beitrages von Michael Studemund-Halévy für den Sammelband Miriam Gillis-Carlebach und Gerhard Paul (Hg.), „Menora und Hakenkreuz“. Neumünster 1998, S. 743-753.

2. Siehe hierzu <https://2021jlid.de/>

3. Studemund-Halévy, a.a.O.



Kay Blohm, *Das Haus der Ewigkeit in Glückstadt. Die jüdische Gemeinde und ihr Friedhof*. Glückstadt: Selbstverlag 2021. 240 S.

Die Gemeinde entstand bald nach der Stadtgründung im Jahre 1617, nachdem der dänische König Christian IV. jüdische Kaufleute nach Glückstadt eingeladen und mit großzügigen Privilegien ausgestattet hatte. Der Monarch strebte an, die junge Stadt zu einem prosperierenden Handelsort an der Südgrenze seines Reiches und als Gegenpol zum nahen Hamburg auszubauen. Es kamen daraufhin sephardische, das heißt hier portugiesische Juden,

die weitreichende Handelskontakte und ein beträchtliches Vermögen in die junge Stadt einbrachten. Sie konnten um 1622 das Gelände für einen Friedhof vor der Festungsanlage erwerben und etwa 20 Jahre später eine Synagoge in der Stadt bauen.

Glückstadt erlebte einen ersten Aufschwung, der jedoch nur wenige Jahrzehnte andauern konnte. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, die Konkurrenz durch Altona und kriegerische Auseinandersetzungen hemmten eine weitere Entwicklung. Die sephardischen Kaufleute erkannten nach wenigen Generationen, dass die kleine Stadt ihnen nicht die erhofften Möglichkeiten bieten konnte, und wanderten nach Hamburg oder Antwerpen ab. Im Jahre 1732 lebte keine portugiesische Familie mehr dauerhaft in Glückstadt.

Es folgten aschkenasische Juden, die aus dem damaligen Deutschland und aus Polen zugezogen waren. Sie unterschieden sich nicht nur durch ihre Herkunft, sondern auch durch ihren gesellschaftlichen Status und ihre Erwerbstätigkeit von den wohlhabenden „Portugiesen“. Da sie kaum Vermögen aufweisen konnten, wurden ihnen die bisher gewährten Privilegien nicht zugestanden. Dennoch wurde ihr Leben freizügiger geregelt als in anderen Orten mit jüdischer Bevölkerung, wie z.B. in Kiel und Lübeck. Der dänische König verlieh den Juden seines Reiches schon 1814 die volle

Gleichberechtigung. In den Herzogtümern wurde die Emanzipation erst 1854 für Schleswig und 1863 für Holstein durchgesetzt.

Blohm beschreibt weiter die Entwicklung der neuen Gemeinde, die nach der Emanzipation erhebliche Veränderungen durchlebte. Von Hamburg ausgehend bildete sich eine Reformbewegung, die ihre religiöse Praxis in zeitgemäße Formen kleiden wollte. Im Jahre 1845 zählte man 189 jüdische EinwohnerInnen in Glückstadt; dies waren 3,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Juden bildeten nach den Protestanten die zweitgrößte Religionsgemeinschaft der Stadt mit deutlichem Abstand zu den Katholiken.

Nach dem Höchststand im Jahre 1845 nahm die Zahl der Gemeindeglieder jedoch innerhalb von drei bis vier Generationen beständig ab. Jüngere Gemeindeglieder versprachen sich bessere Ausbildungs- und Berufsbedingungen in der Großstadt Hamburg; andere wechselten zu der aufstrebenden Gemeinde in Kiel. Die alte, im 17. Jahrhundert erbaute Synagoge musste 1895 abgerissen werden, weil sie baufällig geworden war.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestand die Gemeinde nur noch aus drei aktiven Mitgliedern; ihr letzter Vorsteher war der Kaufmann Semmy Levy. Er vereinbarte 1907 mit der Stadt Glückstadt, dass das Vermögen der jüdischen Gemeinde nach seinem Tod auf die Stadt übergehen sollte, falls sich kein

geeigneter Nachfolger finden sollte. Dafür verpflichtete sich die Stadt, das Vermögen zu bewahren und den alten Friedhof zu unterhalten. Nach dem jüdischen Verständnis sollen Friedhöfe „auf ewige Zeiten“ bestehen bleiben; die Gräber gelten als Eigentum der Verstorbenen und dürfen nicht angetastet werden. Nachdem Semmy Levy am 15. Mai 1914 gestorben war, übergab seine Witwe den Nachlass an die Stadtverwaltung. Am 1. April 1915 erklärte der Magistrat, dass „die jüdische Gemeinde erloschen“ sei.

Die Stadt Glückstadt zeigte schon bald, wie sie mit dem jüdischen Erbe umgehen wollte. 1916 missbrauchte sie fast das gesamte Vermögen der Gemeinde, um eine Krieganleihe aufzunehmen. In der Weimarer Republik wurde 1928 der Friedhof erheblich verkleinert, damit die benachbarten Stadtwerke ihren Bauhof erweitern konnten. Während der NS-Zeit, im Dezember 1941, wurde auf dem Gelände die „Bezirksabgabestelle für Obst und Gemüse“ des Reichsnährstandes eingerichtet. Der Friedhof wurde abgeräumt, die Grabsteine wurden aufgestapelt und das Gelände planiert.

Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus sorgte der britische Stadtkommandant dafür, dass der Friedhof notdürftig wieder hergestellt wurde. Auf einem Teil wurden 89 Grabplatten in neun Reihen aneinander gerückt, auf einem anderen Teil wurden elf Grabstelen

in zwei Reihen aufgestellt. Keines dieser Denkmäler fand jedoch auf seiner ursprünglichen Stelle, dem Grab der verstorbenen Person, seinen Platz. Von den 164 Grabstellen, die nach einem Belegungsplan von 1940 existiert hatten, blieben 60 Steine weiterhin verschollen.

In den 1950er-Jahren führte Glückstadt eine lang andauernde Auseinandersetzung mit diversen Stellen darüber, wer die Kosten für die Unterhaltung der Begräbnisstätte übernehmen sollte. Zusätzlich gab es zwischen 1983 und 2000 vier Schändungen auf dem Friedhof, bei denen Grabsteine umgeworfen, beschädigt und beschmiert wurden. Erst im Jahre 2013/14 konnte der Friedhof unter Denkmalschutz gestellt, restauriert und mit einer Gedenkplatte versehen werden.

Einen großen Teil des Buches stellt das Inventar von 105 Grabsteinen dar. Es enthält zum einen prägnante Fotografien der Steine und zum anderen Erläuterungen zu den verstorbenen Personen. Diese waren möglich geworden, nachdem Nathanja Hüttenmeister vom „Salomon Ludwig Steinheim-Institut“ in Essen die hebräischen Inschriften transkribiert hatte. Mit Hilfe des Inventars können BesucherInnen des Friedhofs heute die Relikte einer 300-jährigen Geschichte auffinden. Das älteste noch erhaltene Grabmal stammt aus dem Jahr 5384 nach jüdischer Zählung, also etwa dem Jahr 1624 nach christlicher Zeitrechnung. Der Stein trägt den stark ver-

witterten Namen von Sara Markes, die als züchtige Frau gelobt wurde. Das jüngste Grabmal erinnert an Semmy Levy, den letzten Vorsteher der Jüdischen Gemeinde, und seine Witwe Jenny Levy, die 1924 in Hamburg starb.

Besonders die Epigraphen aus dem 17. und 18. Jahrhundert enthalten oft eindrucksvolle Angaben zur Persönlichkeit und Herkunft der bestatteten Personen. In den Inschriften wurden nicht nur die Namen und Lebensdaten der Verstorbenen festgehalten, sondern auch in poetischer Weise ihre Charakterzüge und Tätigkeiten benannt. Auf diese Weise wurden die Spuren ihres Lebens für die Nachwelt überliefert und die Grabmale zu einem „steinernen Archiv“. Sie bieten gute Anhaltspunkte für

weitere Forschungen zur jüdischen Familien- und Ortsgeschichte.

Kay Blohm hat mit seiner Monografie eine wichtige Forschungsarbeit zur jüdischen Geschichte in Schleswig-Holstein vorgelegt. Mit einer ausgeprägten Liebe zum Detail und guten Kenntnissen der Quellenlage hat er nicht nur den jüdischen Friedhof von Glückstadt beschrieben, sondern auch ein lange vernachlässigtes Kapitel der Stadtgeschichte aufgearbeitet. Er schildert, wie sich eine religiöse Minderheit über Jahrhunderte entwickelte, und er untersucht, wie die Stadt mit dem ihr überlassenen Erbe umging. Da das Buch interessant geschrieben und anregend gestaltet ist, ist ihm eine gute Verbreitung vor Ort und darüber hinaus zu wünschen.

Sieghard Bußenius

Die Aufhebung von Mein und Dein

„Der Unterschied zwischen ‚Mein‘ und ‚Dein‘ ist im Dritten Reich aufgehoben, wenn es sich um jüdischen Besitz handelt. Und wo die staatlichen Mittel nicht genügen, wo das Recht des Juden nicht mit legalen Mitteln, sei es auch nur mit Schein-anwendung legaler Mittel gebrochen werden kann, scheuen die National-Sozialisten sogar vor Raub nicht zurück.“¹

So formulierten es die Autoren einer Broschüre, die 1937 von der ökonomischen Abteilung des Jüdischen Weltkongresses in Paris, Genf und New York herausgegeben worden war. Ihr schlichter Titel: „Der wirtschaftliche Vernichtungskampf gegen die Juden im Dritten Reich“. Diese Veröffentlichung erschien vier Jahre nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalso-

Erstdruck: *Taz Nord* 8.11.2022.

1. Der wirtschaftliche Vernichtungskampf gegen die Juden im Dritten Reich. Dargestellt von der Ökonomischen Abteilung des Jüdischen Weltkongresses. Paris, Genève, New York 1937, S. 58.

zialisten und vier Jahre vor Beginn der Deportationen deutscher Juden. Der Begriff „Vernichtungskampf“ war ganz bewusst gewählt, wussten die Autoren doch, dass hinter dem nationalsozialistischen Euphemismus „Arisierung“² die systematische „Entjudung der deutschen Wirtschaft“³ stand.

Auch wenn schon Mitte der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft, 20 Jahre später der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im „Dritten Reich“ untersucht wurde, folgten dezidierte regionale Studien erst Ende der 90er Jahre, angeschoben durch Frank Bajohrs Veröffentlichung zur Arisierung in Hamburg.⁴ Während Bajohr den größten Besitzwechsel in der deutschen Geschichte noch hanseatisch-fürnehm „Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945“ untertitelte, berichtete eine zeitgleich erschienene Untersuchung zu Göttingen im Klartext über „Lohnende Geschäfte“.⁵

2. Fritz Bauer Institut (Hg.), „Arisierung“ im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis. Frankfurt a.M. 2000. (= Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust). Siehe auch: Millionen Deutsche profitieren noch heute von der „Arisierung“. Die Reichspogromnacht wirft Schatten in das kommende Jahrhundert. Salomon Korn zur 60. Wiederkehr des 9. November 1938. In: *Frankfurter Rundschau*, 10.11.1998.

3. Johannes Ludwig, Boykott. Enteignung. Mord. Die „Entjudung“ der deutschen Wirtschaft. Hamburg 1989; Wolfgang Mönninghoff, Enteignung der Juden. Wunder der Wirtschaft. Erbe der Deutschen. Hamburg, Wien 2001.

4. Frank Bajohr, „Arisierung“ in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945. Hamburg 1997 (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 35).

5. Alex Bruns-Wüstefeld, Lohnende Geschäfte. Die „Entjudung“ der Wirtschaft am Beispiel Göttingens. Hannover 1997. Siehe auch: Eckart Spoo, Die Häuser der Altstadt und ihre verborgene Geschichte. Jüdische Vergangenheit will ein Göttinger Student erforschen, doch das Stadtarchiv beruft sich auf Datenschutz. In: *Frankfurter Rundschau*, 13.4.1994; Klaus Sommer, Es begann mit dem Boykott. Die „Entjudung“ der Wirtschaft – am Beispiel Göttingens. In: *Die Zeit*, 18.7.1997.

Sven Hamann



»Jeder Käufer sucht möglichst günstig zu kaufen.«

Raub, Rückerstattung und Entschädigung jüdischen Eigentums in Schleswig-Holstein

Wachholtz

Sven Hamann, „Jeder Käufer sucht möglichst günstig zu kaufen.“ Raub, Rückerstattung und Entschädigung jüdischen Eigentums in Schleswig-Holstein. Kiel: Wachholtz Verlag 2022. 662 S.

In seiner nun vorliegenden, mehr als 600 Seiten umfassenden Studie zu Schleswig-Holstein spricht der Lehrer und Historiker Sven Hamann direkt und vielfach

begründet von Raub. Jenseits ähnlicher Untersuchungen zu städtischen Räumen wie Leipzig, Marburg und München widmet sich Hamann einer vor allem ländlich geprägten Region. Die besondere Qualität seiner als Dissertation angenommenen Veröffentlichung liegt nicht nur in der detaillierten Darstellung der „Arisierung“, sondern auch in der Einbeziehung der mühsamen, die Antragsteller durchweg beschämenden Rückerstattung und Entschädigung ihres Eigentums. Dass der Autor diese Themen nicht voneinander separiert, sondern auf breiter Quellenbasis miteinander verknüpft, erhöht den Erkenntnisgewinn und die besondere Qualität des Buches.

Schon der Titel verweist am Beispiel der Familie Lehmann, die in Ahrensburg bei Hamburg ein bedeutendes Getreide-Futtermittel-Handelsgeschäft geführt hatte, auf den Zusammenhang vom Raub jüdischen Eigentums und Entschädigungsbemühungen der Betroffenen. Hamann schildert detailliert, wie sich die Lehmanns durch zunehmenden ökonomischen Druck, der Verhaftung und KZ-Haft der männlichen Familienmitglieder nach dem Novemberpogrom 1938 zur Emigration nach Südamerika entschlossen hatten. Zu diesem Zweck waren sie gezwungen, ihre Villa zu verkaufen,

selbstverständlich unter Wert. Zur Rechtfertigung des niedrigen Kaufpreises schrieb der Anwalt des späteren Besitzers: „Jeder Käufer sucht möglichst günstig zu kaufen.“⁶ Dass von einer Freiwilligkeit des Verkaufs nicht die Rede sein konnte, der Käufer sogar zum Wohltäter stilisiert wurde, der durch den Kauf der Villa erst die Emigration der Familie ermöglichte, gehört zur perfiden Argumentationsweise nicht nur in diesem Fall. Von der unverhohlenen formulierten Schnäppchenmentalität während der „Arisierung“ jüdischen Eigentums ganz zu schweigen.

Dass sich neben den privaten Nutznießern auch schleswig-holsteinische Behörden nicht minder niederträchtig verhielten, führt Hamann ebenfalls am Beispiel der Familie Lehmann vor Augen. Als diese Anfang der 50er-Jahre vor dem Landgericht Kiel die Rückerstattung der gezahlten „Reichsfluchtsteuer“ und der „Judenvermögensabgabe“ beantragten, lehnte der Vertreter der Finanzverwaltung dieses Ansinnen rundweg ab, weil er die Zwangsabgaben „nicht als eine speziell gegen Juden gerichtete Maßnahme“ anzusehen bereit war. Eine typische Haltung der Behörden im nördlichsten Bundesland, die gegenüber den aufwändigen wie langwierigen Bemühungen der Opfer um Entschädigung eine restriktive,

6. Sven Hamann, „Jeder Käufer sucht möglichst günstig zu kaufen.“ Raub, Rückerstattung und Entschädigung jüdischen Eigentums in Schleswig-Holstein. Kiel, Hamburg 2022, S. 9 und S. 616.

zuweilen kaum kaschierte antisemitische Haltung einnahmen und, wie der Autor zuspitzend formuliert, eine vom „Sparen um jeden Preis“ bestimmte Handlungsweise wählten. Klares Ziel war eine für die einzelnen Städte und das gesamte Land kostengünstige Abwicklung von Wiedergutmachungsansprüchen.

Hamann, der die mehrjährigen Recherchen neben seiner Tätigkeit als Lehrer an einem Gymnasium in Ahrensburg leistete, ist beileibe kein auf seinen Wohnort konzentrierter Heimatforscher. Hamanns Arbeit gilt dem ganzen Bundesland, das nicht nur meerumschungen ist, sondern über Jahrzehnte auch eher geschichtsvergessen war. Selbst ein 2005 erschienenes Hand-, Lehr- und Lesebuch zu „Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus“⁷ führt die „Arisierung“ nur stichwortartig auf. Andere Beiträge zum Leben der jüdischen Minderheit abseits der Metropolen beschränkten sich auf knappe Überblicksdarstellungen zur wirtschaftlichen Ausgrenzung⁸ oder auf die exemplarische Darstellung von Schicksalen jüdischer Kaufleu-

te.⁹ Hamanns Darstellung hingegen ist flächendeckend.

Obwohl der Autor damit konfrontiert war, dass schon im Dezember 1944 die örtlichen Finanzämter aufgefordert waren, alle Akten zur „Verwertung von Judenvermögen“ zu vernichten, ein Vorgang, der sich nach Kriegsende sogar bis in die Mitte der 60er-Jahre erstreckte, boten ihm Aktenbestände schleswig-holsteinischer Finanzbehörden und Gerichte eine breite Materialgrundlage, die durch Recherchen in Stadt- und Zeitungsarchiven ergänzt wurde.

Da in Schleswig-Holstein der Anteil aus Osteuropa eingewandelter Juden größer war als in anderen Regionen, war der in Berlin lagernde Aktenbestand der „Haupttreuhandstelle Ost“ für Hamanns Darstellung von Bedeutung. Deren „Sonderabteilung Altreich“ hatte die Aufgabe, das im „Altreich“ befindliche „Polenvermögen“ zu erfassen, zu verwalten und zu verwerten. Im Amtsdeutsch der Dienststelle wurde von „Ostentjudung“ gesprochen, womit auch die entschädigungslose

7. Uwe Danker, Astrid Schwabe, Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus. Neumünster 2005, S. 50 und S. 105.

8. Bettina Goldberg, Abseits der Metropolen. Die jüdische Minderheit in Schleswig-Holstein. Neumünster 2011, S. 326-336.

9. Bettina Goldberg, „Am preiswertesten und besten bei Gerstel.“ Die Geschichte einer Mützenfabrik und der Vertreibung ihrer Besitzer. In: Gerhard Paul / Miriam Gillis-Carlebach (Hg.) Menora und Hakenkreuz. Zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck und Altona 1918–1998. Neumünster 1998, S. 245-263; Bernd Philipsen, Zwischen Integration und Deportation. Die Lebens- und Leidensgeschichte der jüdischen Familie Eichwald in Kappeln. In: Jahrbuch des Heimatvereins der Landschaft Angeln 63 (Husum 1999), S. 115-165. – Das Umschlagfoto der Studie von Sven Hamann zeigt das Geschäft der Familie Eichwald in der Mühlenstraße in Kappeln.

Enteignung der in Schleswig-Holstein lebenden Juden polnischer Staatsangehörigkeit gemeint war.¹⁰ An der Handlungsweise dieser Behörde verdeutlicht Hamann in seiner materialgesättigten Studie die Konflikte zwischen lokalen Finanzbehörden und der Reichsebene, die für Hamann größter Profiteur des Raubs jüdischen Eigentums gewesen ist. Im Gegensatz zu anderen Veröffentlichungen, die den „Nachbarn von nebenan“ als ersten Nutznießer der „Arisierungen“ herausstellen, listet Hamann in seiner feingliedrigen Analyse viele unterschiedliche

Akteure und Helfer der ökonomischen Beraubung der Juden in Schleswig-Holstein auf.

Hamanns Studie, die berührende wie erschütternde biografische Fallbeispiele von wirtschaftlicher wie sozialer Ausgrenzung Betroffener präsentiert, schließt eine Forschungslücke und wurde zu Recht von der „Bürgerstiftung Schleswig-Holsteinische Gedenkstätten“ mit dem Wissenschaftspreis 2021 ausgezeichnet.¹¹ Eine wichtige Arbeit, die trotz des hohen Preises jede Aufmerksamkeit und viele Leser verdient.

Wilfried Weinke

Feinmechanik des Gedenkens

Das Itzehoer Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus, das am 8. September 1946 eingeweiht wurde, hat Beachtung verdient. Wer das äußerlich recht unscheinbare Bauwerk – eine aus Klinkern gemauerte Stele mit literarischen Inschriften und schmiedeeisernem Rundgitter – zwischen Bäumen, Parkplatz und Fußgängerampel überhaupt wahrnimmt, kann kaum erahnen, wie groß seine historische und gedenkpolitische Bedeutung tatsächlich ist.

Insofern erscheint es mehr als gerechtfertigt, dass Michael Legband die Gedenksäule anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens in den Mittelpunkt eines voluminösen Prachtbands gerückt hat. Auf mehr als 400 reich bebilderten Seiten im Großformat und in bester Druckqualität entblättert sich hier ein umfassendes Panorama lokaler und regionaler Erinnerungskultur, das in seiner Dichte und Ausführlichkeit beispiellos ist.

10. Sven Hamann, „Arisiert“ ohne Unterschied: Die finanzielle Ausplünderung ausländischer Juden und der Einfluss der Haupttreuhandstelle Ost, S. 182-197. Vgl. Bernhard Rosenkötter, „...einer der radikalsten Räubereien der Weltgeschichte...“ Die Rolle der Haupttreuhandstelle Ost und ihrer „Sonderabteilung Altreich.“ In: Katharina Stengel (Hg.), Vor der Vernichtung. Die staatliche Enteignung der Juden im Nationalsozialismus. Frankfurt a.M. 2007, S. 114-124 (= Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, 15).

11. Bernd Philipsen, Wie die jüdische Bevölkerung ausgeplündert wurde. In der Nazi-Zeit wurden die Verfolgten wie selbstverständlich enteignet und ihrer Vermögen beraubt – dies legt der Historiker Sven Hamann in einer Studie offen. In: *Flensburger Tageblatt* 30.5.2022

Auf Initiative des jüdischen Filmproduzenten und KZ-Überlebenden Gyula Trebitsch, den es nach der Befreiung aus dem KZ Wöbbelin im Mai 1945 nach Itzehoe verschlug, wurde das Mahnmal vom Architekten und „Klinkerfürsten“ Fritz Höger entworfen (der sich als NS-Karrierist erstaunt zeigte, dass Trebitsch ausgerechnet ihn als Projektpartner wählte). Im Zuge der Verdrängung von Vergangenheit wurde die Säule bereits 1956/57 wieder demontiert und in den vom Stadtzentrum weiter entfernten Itzehoer Stadtpark versetzt, gleichsam versteckt.

Erst nach 1989 – im Zuge einer Gedenkveranstaltung des Juso-Ortsverbands mit dem aus Hamburg angereisten Trebitsch als Gastredner – formte sich die Initiative, das Mahnmal wieder an seinen alten Standort zurückzuverlegen (was dann 1994/95 erfolgte).

An dieser Initiative und der Organisation der nachfolgenden – nun jährlich stattfindenden – Gedenkveranstaltungen am Mahnmal war und ist der Autor des Buches, Michael Legband, aktiv beteiligt. Die Geschichte und Hintergründe des Bauwerks sowie die Biografien Trebitschs und Högers behandelte er bereits 1994 in Buchform.¹ Nun jedoch legt Legband noch einmal mit Verve nach: Der neue Band dokumentiert nahezu jedes Wort, das je in Redebeiträ-



Michael Legband, Das Mahnmal. 75 Jahre gegen das Vergessen. Vom Umgang mit dem Nationalsozialismus in Itzehoe. Kiel: Ludwig Verlag 2022. 415 S.

gen am Itzehoer Mahnmal gesprochen wurde, dazu auch unzählige Presseberichte. So entstand eine beeindruckende „gebundene, gestaltete und bewertende Materialsammlung“, wie Legband das Buch nennt (S. 19).

Aggregiert, aber auch für sich allein genommen geben die hier zusammengetragenen Mosaiksteinchen wertvolle Aufschlüsse über die Feinmechanik des Gedenkens an NS-Opfer in einer norddeutschen Mittelstadt – an einem konkreten Fallbeispiel und über Jahrzehnte hinweg. Gerade der lokale Fokus und die Langzeitperspektive machen das Buch zu einer reichhal-

1. Michael Legband. Das Mahnmal – erbaut, verdrängt, wiederentdeckt. Itzehoe 1994.

tigen Ressource. Hindernisse, Rückschläge und Anfeindungen gegen das Gedenkprojekt werden ebenso sichtbar wie Visionen und die Etablierung regelrechter Gedenkrou-tinen seitens der aktiven Gruppen und Sympathisanten.

Bis weit ins 21. Jahrhundert hin-ein lassen sich die Veranstaltungen am Mahnmal – in der Regel Ende Januar und/oder am 1. Mai – als Abläufe lesen, die weitgehend von DGB- und SPD-Erinnerungsrhetorik geprägt sind. Zunehmend werden HistorikerInnen – auch aus dem AKENS – eingebunden, um an spezielle Ereignisse, Opferschicksale oder Täterbiografien zu erinnern (ein Zeichen für eine Verwissenschaftlichung des Gedenkens). Aber erst allmählich weichen die Milieugrenzen auf.

Im Januar 2018 kommt mit dem Landtagspräsidenten a.D. Martin Kayenburg nach vielen Jahren erstmals wieder ein prominenter CDU-Politiker am Mahnmal zu Wort. Die Ankunft des Gedenkdiskurses im partei- und gesellschaftspolitischen Mainstream darf dann mit den Ansprachen des Landtagspräsidenten Klaus Schlie (CDU) und des Ministerpräsidenten Daniel Günther (2019 bzw. 2020) als besiegelt gelten.

Legband zeigt mit seiner Itzehoer Fallstudie, wie lohnend es ist, sich die Mühe zu machen, die Entwicklung und den Umgang mit einem lokalen Gedenkort umfassend und detailliert nachzuzeichnen (S. 25-209 sowie 332-404). Ein Verdienst des Buches ist es zudem, diese Rekonstruktion um Beiträge anzureichern, die den breiteren Kontext beleuchten. Neben Beiträgen zur NS-Karriere des Steinburger Landrats Peter Matthiessen (Lukas Grawe) sowie zur Verfolgung jüdischer Familien (Regina König²) werden auch Endphaseverbrechen in Itzehoe (Reimer Möller) und Glückstadt sowie die Steinburger „Euthanasie“-Morde (Björn Marnau) thematisiert.³

Besonders aufschlussreich zum Verständnis des 50er-Jahre-Zeitgeistes ist ein Aufsatz von Björn Marnau über die Verbrennung von „Schmutz- und Schundliteratur“, die der Itzehoer Bürgermeister Joachim Schulz im März 1957 veranstaltete (Schulz persönlich steckte einen Scheiterhaufen mit mehr als 12.000 „Schmöckerheften“ in Brand⁴).

In seiner Einleitung nennt Legband die unpräzise Symbolik des Itzehoer Mahnmals für die NS-

2. Entstanden 1995/96 auf Anfrage des AKENS. Erstdruck: „... wohl nach Amerika oder Palästina ausgewandert“. Der Exodus jüdischer Familien aus dem Kreis Steinburg nach 1933. In: *ISHZ* 29 (Juni 1996), S. 3-33.

3. Einige der Beiträge erschienen zuerst in der lokalen Presse und sind dank dieser Wiederveröffentlichung verdienterweise nun auch überregional und dauerhaft rezipierbar.

4. Björn Marnau, „Feldzug gegen Schmutz- und Schundliteratur“. In: *Norddeutsche Rundschau* (Itzehoe) 1.4.2017. Siehe den Pressespiegel in *ISHZ* 57/58 (2016/2017), S. 276f.

Opfer „eine Ermahnung zu leiseren Tönen, im Gegensatz zum heroisch-pathetischen Gedröhne der Nazizeit. Diesem Bauwerk und dem Geist, der von ihm ausgeht, fühle ich mich verpflichtet.“ (S. 11) Das spürt man als Leser, und es verdient allen Respekt.

Da Legband im Buch aber in einer Doppelrolle als Autor und Gedenk-Aktivist präsent ist, wäre diese Rezension unvollständig, wenn sie nicht als Wermutstropfen erwähnte, dass die Darstellung teilweise einen Beigeschmack von Selbstdarstellung hat.

Vielleicht lässt sich das gar nicht vermeiden, wenn jemand sein großes „Lebensthema“ (S. 11) findet. Auf jeden Fall schreibt Legband sich und sein Engagement so stark in die Geschichte des Itzehoer Mahnmals mit hinein, dass sein Name nach der 400-Seiten-Lektüre ebenso untrennbar mit dem Mahnmal verbunden ist wie der von Gyula Trebitsch und Fritz Höger. So wie er minutiös jede Presseerwähnung und jeden Redebeitrag zum Mahnmal dokumentiert, so breitet er über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten auch ungefiltert seine Netzwerke, Korrespondenzen und Kontakte mit prominenten Politikern und Kulturschaffenden aus.

„Übrigens hat er mich mit Bezug auf das Mahnmal noch einige Male angerufen“, heißt es an einer

Stelle über den Schauspieler Christian Quadflieg. Gerhard Schröder schreibt ihm als Bundeskanzler a.D., er fühle sich durch Legbands Einladung geehrt, „denn dieses Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus hat eine große nationale Bedeutung.“

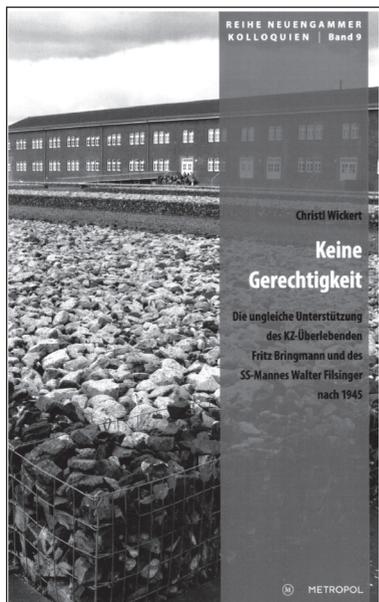
Legband fügt hinzu: „Es war für mich sofort klar, dieser Satz kommt in den Vorspann dieses Buches.“ (S. 157) Und als es um die Zurückversetzung des Mahnmals geht, regt Legband bei der Stadtverwaltung an, bei der Grundsteinlegung „eine Schatulle mit aktuellen Unterlagen und meinem Buch einzumauern“ (S. 86).

Solche Bemerkungen lenken leider unnötig vom uneingeschränkt lesenswerten Inhalt des neuen Bandes ab (ebenso wie der Umstand, dass der Autor auf mehr als 30 Fotos selber zu sehen ist). Dass weniger mehr wäre, ist manchmal wohl schwer zu erkennen. Man hätte Michael Legband in diesem Punkt ein stärkeres Lektorat oder bessere Beratung durch Freunde gewünscht. Ein klar autobiografischer Ansatz – nach dem Motto „Das Mahnmal und ich“ – wäre ja ebenso legitim wie der Anspruch, das ultimative dokumentarische Werk zur Geschichte und zum Kontext eines Mahnmals zu liefern. Nur beides auf einmal – das ist ein tückenreiches Unterfangen.

Tino Jacobs

Zweierlei Arten „Opfer“

Christl Wickert stellt in ihrem Buch *Keine Gerechtigkeit. Die ungleiche Unterstützung des KZ-Überlebenden Fritz Bringmann und des SS-Mannes Walter Filsinger* zwei Männer vor, die beide 1940



Christl Wickert, *Keine Gerechtigkeit. Die ungleiche Unterstützung des KZ-Überlebenden Fritz Bringmann und des SS-Mannes Walter Filsinger* nach 1945. Berlin: Metropolis 2022. 207 S. (= Neuengammer Kolloquien, 9).

bis 1942 im Konzentrationslager Neuengamme waren – der erstgenannte (Jahrgang 1918) als Häftling, der zweite (Jahrgang 1922) als SS-Wachmann. Sie zeichnet deren jeweiligen Lebensweg nach, insbesondere nach dem Ende des Zwei-

ten Weltkrieges. Beide hatten in der NS-Zeit gesundheitliche Schäden erlitten, Bringmann während seiner Haft und der Zwangsarbeit im Konzentrationslager, Filsinger aufgrund einer Verletzung an der Front. Beide beanspruchten in der neu entstandenen Bundesrepublik Deutschland staatliche Hilfe, Bringmann zuletzt nach dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG), Filsinger nach dem Gesetz über die Versorgung der Opfer des Krieges, dem Bundesversorgungsgesetz (BVG).

Die Quellenlage zu beiden Lebensläufen ist unterschiedlich. Während die Autorin auf zahlreiche Veröffentlichungen und Berichte von Fritz Bringmann zurückgreifen konnte und mit ihm umfangreiche Gespräche führte, waren die Archivalien zu Walter Filsinger begrenzt. Sie bezieht sich in ihrer Darstellung zu seiner Person vor allem auf ein Gutachten, das sie selbst 2005 für das Hamburger Sozialgericht über seinen Einsatz im KZ Neuengamme gemacht hat.

Persönlich kennengelernt hat sie Walter Filsinger nicht. Aus der Lektüre der Akten des Hamburger Versorgungsamtes zu ihm zieht sie – im Vergleich zu den Unterlagen von Fritz Bringmann – bereits im Prolog des Buches den Schluss, dass es nach 1945 leichter für ein Kriegsoffer war, staatliche Unter-

stützung zu erlangen, als es einem Opfer der NS-Verfolgung möglich war, seine Rechte auf Anerkennung und Entschädigung durchzusetzen.

So erklärt sich auch der Titel ihres Buches *Keine Gerechtigkeit*; hier verdeutlicht sich Wickerts Verständnis von Gerechtigkeit, auch wenn sie ihren Ansatz nicht weiter erörtert. Gerechtigkeit wird von ihr vor allem als Gleichheit vor dem Gesetz verstanden, konkret dem Bundesentschädigungs- und dem Bundesversorgungsgesetz. Alle Menschen sollten gleich behandelt werden. Im Rahmen der sozialen Gerechtigkeit sorgt dann die Gemeinschaft dafür, dass dem Einzelnen ein „gerechter“ Anteil (z.B. staatliche Unterstützungsleistungen) zukommt bzw. er bei einem Verstoß gegen die „gerechte“ Staatsordnung seine „gerechte“ Strafe erhält.

Daher befürwortet die Autorin die Entziehung der BVG-Rente für SS-Angehörige wie Walter Filsinger. Diese Auffassung zeigt sich auch beim Gesichtspunkt personale Gerechtigkeit. Wickert stellt das subjektive Verhalten Fritz Bringmanns und Walter Filsingers gegenüber und fragt, ob und wie ihre Handlungen die Anerkennung der Würde eines jeden Menschen beinhalten, auch wenn Christl Wickert dieses allgemeine Kriterium der Gerechtigkeit, ursprünglich von Immanuel Kant beschrieben, nicht explizit benennt. Selbst im

Lager wollte Fritz Bringmann Leben retten, während Walter Filsinger als KZ-Bewacher – ausgestattet mit fast unbegrenzter Macht – zur Schädigung und Vernichtung von Menschenleben beitrug. Es wurde gegen ihn ermittelt, ein Strafverfahren fand aber nicht statt.

Im ersten Teil ihres Buches beschäftigt sich Christl Wickert mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die den politisch engagierten Jugendlichen Fritz Bringmann als Häftling ins KZ brachten und Walter Filsinger als jungen Mann zu einem gefürchteten KZ-Aufseher machten. Wickert schildert die politisch aktive Arbeiterfamilie Bringmann und beschreibt deren Familienschicksal mit illegaler Arbeit, Flucht, Verhaftungen, Gefängnis und Konzentrationslager, Folter, Demütigungen und Verletzungen. Besonders hebt sie – im Hinblick auf die später notwendige medizinische und soziale Versorgung in der Bundesrepublik – die Schläge ins Gesicht bei Fritz Bringmann hervor, die zum Verlust seines linken Auges und zu ständig wiederkehrenden Schmerzen führten. Im Februar 1939 wurde Fritz Bringmann zur operativen Entfernung des Auges aus dem KZ Sachsenhausen ins Staatskrankenhaus Berlin gebracht. Danach musste er seine Haft fortsetzen.

Christl Wickert schreibt auch vom solidarischen Verhalten der Häftlinge untereinander, wobei sie

die positiven Erinnerungen anderer Häftlinge an Fritz Bringmann hervorhebt. Wickert schildert eindrücklich sein besonderes Engagement als Funktionshäftling im Krankenrevier für seine Mitgefangenen und dass er den Befehl zur Tötung geschwächter sowjetischer Kriegsgefangener durch Phenol-Injektionen verweigerte.

Aufgrund mangelnder Unterlagen stellt Wickert zu Walter Filsingers Werdegang zum KZ-Aufseher eher Mutmaßungen an, die zwar zutreffen können, aber nicht belegt werden. Seine Zeit in der Hitlerjugend ist aber offensichtlich prägend gewesen. Zur Bedeutung seiner Religionszugehörigkeit (Neuapostolische Gemeinde) gibt Wickert die Haltung von dessen Vorgesetztem bei der SS wieder: Es gebe keine Konflikte zwischen den Grundsätzen der SS und der Religionsausübung von Filsinger. Wickert vermutet, dass Filsinger erstmals 1940 als 18-jähriger mit Verbrechen konfrontiert war, als er sich freiwillig der Waffen-SS angeschlossen hat. Sie geht weiter davon aus, dass er zumindest Zeuge der Vorbereitung zur Einrichtung des Warschauer Ghettos war. Mehrfach beginnen ihre Aussagen zu Filsinger mit der Formulierung „Es ist davon auszugehen, dass...“. An anderer Stelle (S. 56-58) kann sie Filsingers Einstellung zur SS, seine Funktionen im KZ Neuengamme und sein Verhalten gegenüber Häftlingen belegen.

In der Gegenüberstellung von Bringmann und Filsinger werden die extremen Arbeitsbedingungen der KZ-Häftlinge deutlich. Sie wurden völlig unzureichend gepflegt, es mangelte an Bekleidung und Schuhwerk. Sie waren den brutalen SS-Wachmännern vollkommen schutzlos ausgesetzt und konnten sich nicht wehren, wollten sie nicht ihren Tod in Kauf nehmen. Die Männer der Lager-SS waren hingegen gut versorgt, erhielten freie Unterkunft, Bekleidung und Verpflegung und Löhne wie im öffentlichen Dienst. In ihrem jeweiligen Kommando hatten sie große Machtbefugnis. Bei Übergriffen gegen Häftlinge hatten sie nichts zu befürchten.

Im Oktober 1942 wurde Fritz Bringmann einer SS-Baubrigade in Bremen als Häftling zugeteilt. Auch hier engagierte er sich als Häftlingsсанitäter für andere Leidensgenossen. Ihm gelang am 4. April 1944 die Flucht aus dem KZ; Ende Mai wurde er jedoch entdeckt, verhaftet und ins KZ Neuengamme überstellt. Mitte Januar 1945 kam er von dort in Einzelhaft in die Strafanstalt Bremen-Oslebshausen. Hier wurde er im Mai 1945 befreit.

Walter Filsinger kam im März 1943 zur 5. SS-Panzer-Division. Bei einem Einsatz an der Ostfront wurde er durch einen Lungensteckschuss verletzt und ins Lazarett gebracht. Er wurde mehrfach verlegt, kam Anfang März 1945

ins Tiroler SS-Erholungsheim Schloss Rotholz und nach der Niederschlagung des NS-Regimes ins Rheinwiesental für Kriegsgefangene.

Im zweiten Teil ihres Buches geht Christl Wickert an den Beispielen Filsinger und Bringmann auf die Regelungen und Hilfen für Kriegsbeschädigte und NS-Verfolgte ein. Schnell wird klar, dass Leistungen für diese Gruppen in der Bundesrepublik Deutschland eine Geschichte der Ausgrenzung und der Eingrenzung ist – möglichst weitgehende Ausgrenzung der Opfer des NS-Regimes und weitestgehende Eingrenzung von Personen, die dem nationalsozialistischen Staat gedient haben.¹

Wer Schädigungen durch den Krieg erlitten hatte, konnte Ansprüche auf Leistungen aus der Kriegsopferversorgung nach dem Bundesversorgungsgesetz (BVG) vom Oktober 1950 geltend machen. Die im Kriegseinsatz in der SS-Panzerdivision erlittene gesundheitliche Schädigung von Walter Filsinger galt als „besonderes Opfer“ für den Staat. Auf Antrag wurde hierfür – differenziert nach Grad der Behinderung – eine Versorgung geleistet. Filsinger stellte mehrmals Verschlimmerungsanträge. Der ihm zunächst zuerkannte Grad der Behinderung stieg von 20 auf 80 Prozent auch dank Gutachten,

die über den SoVD (Sozialverband Deutschlands) eingereicht wurden. Wickert spricht hier von „Gefälligkeitsgutachten“, ohne dieses näher zu belegen.

Mit 55 Jahren bezog Filsinger eine Berufsunfähigkeitsrente, ohne dass dieses zu Kürzungen seiner BVG-Rente führte, anders als bei NS-Opfern mit BEG-Rente. Zudem gab es für Filsinger Anspruch auf Heilbehandlung, Kuren, Berufseingliederungsmaßnahmen usw. 1976 wurden ihm knapp 39.000 DM zur „Finanzierung von selbst genutztem Wohneigentum“ bewilligt. Da die Kriegsopferversorgung lange Zeit als „wertfreie“ Sozialversicherung galt, konnten auch Personen, die schwerster Menschenrechtsverletzungen schuldig waren, Leistungen beziehen.

Erst 1998 beschloss der Bundestag, dass Kriegsverbrecher und Angehörige der Waffen-SS wie Walter Filsinger bei nachgewiesener Schuld keine Versorgungsrenten nach dem BVG mehr erhalten sollten; er hatte bis zu diesem Zeitpunkt über 50 Jahre lang eine BVG-Rente bezogen, die ihm 2002 entzogen wurde.

Filsinger klagte dagegen und verlor den Prozess, auch auf Grundlage des Gutachtens von Christl Wickert. Das Hamburger Sozialgericht sah es als erwiesen an, dass der Dienst als Wachmann

1. Vgl. umfassend: Andreas Scheulen, *Ausgrenzung der Opfer – Eingrenzung der Täter*. Berlin 2002.

im KZ Neuengamme gegen die im Grundgesetz festgelegte Werteordnung verstößt. Filsinger hatte in der Vergangenheit seine Tätigkeit im Konzentrationslager verschwiegen und stattdessen immer wieder auf die „verheerenden“ Verhältnisse in seiner Kriegsgefangenschaft als Verschlimmerungsgrund für seinen persönlichen Gesundheitsschaden abgehoben.

Anders die Situation für Bringmann: Im Gegensatz zur Kriegsbeschädigtenversorgung waren die Regelungen der Anerkennung und Entschädigung für NS-Verfolgte deutlich restriktiver. Das lag nicht daran, dass hier „Neuland“ betreten wurde, wie Christl Wickert annimmt (S. 88). Vielmehr wurden Ansichten aus der NS-Zeit fortgeschrieben. Große Gruppen wie die sozial Verfolgten (sogenannte Asoziale, Homosexuelle, Menschen mit Behinderungen und Krankheiten usw.), Deserteure und Zwangsarbeiter wurden prinzipiell von jeglicher Opferversorgung ausgeschlossen. Ämter und Gerichte schränkten zudem bei anderen Gruppen, die grundsätzlich als leistungsberechtigt galten, wie den Zeugen Jehovas, Roma und Sinti, Leistungen ein. Die während der NS-Verfolgung erlittenen physischen und psychischen Gesundheitsschäden

wurden minimiert. Statt gerade bei KZ-Haft den NS-Terror anzuerkennen, wurde mantramäßig mit den Begriffen „anlagebedingt“, „altersbedingt“, „schicksalsbedingt“ ein verfolgungsbedingter Gesundheitsschaden verneint.² Der von Christl Wickert zitierte Christian Pross zeigt diesen „Kleinkrieg gegen die Opfer“ deutlich auf.³ Ab 1965 gibt es für das Bundesentschädigungsgesetz (BEG) eine Schlussfrist. Seitdem konnten keine neuen Anträge mehr gestellt werden.

Fritz Bringmann hat aufgrund seiner fast zehnjährigen KZ-Haft eine Haftentschädigung von 150 DM pro Monat bekommen. Ihm wurde u.a. wegen der schweren Augenverletzung eine Gesundheitsschadensrente zuerkannt. Die Kostenübernahme für zu erneuernde Augenprothesen musste er aber gerichtlich erstreiten. Er stritt auch lange um die Anerkennung seines Ausbildungsschadens und seines Schadens im wirtschaftlichen und beruflichen Fortkommen.

Obwohl Fritz Bringmann zu denjenigen NS-Verfolgten gehörte, die anerkannt und entschädigt wurden, war er trotzdem in wirtschaftlicher Not. Hinzu kam, dass ihm als bekennenden Kommunisten nach § 6 des BEG wegen

2. Vgl. Stefan Romey, Niemand ist vergessen. 30 Jahre Hamburger Stiftung Hilfe für NS-Verfolgte. Hamburg 2018; siehe dazu *ISHZ* 60 (2020), S. 274-275.

3. Vgl. Christian Pross, Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer. Frankfurt/M. 3. Auflage 2021. Siehe dazu *ISHZ* 61 (2021), S. 252-254.

Verstoßes „gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes“ die Rente hätte entzogen werden können.

Christl Wickert beendet ihr Buch mit einer Darstellung des unermüdlichen politischen Engagements Fritz Bringmanns für NS-Verfolgte, gegen Neofaschismus und für eine neue Erinnerungskultur in Deutschland, was sich in seinem Einsatz für die Gedenkstätten Neuengamme und Sachsenhausen – seinen früheren Haftorten – zeigte.

Walter Filsinger sah sich selbst als Opfer des Krieges. Er habe nur seine Pflicht getan und sei Befehlen gefolgt. Zu Unrecht würde er als Täter verdächtigt. Das Buch von Christl Wickert verdeutlicht, dass dieses eine Schutzbehauptung war, die es ihm lange ermöglicht hat, staatliche Leistungen zu beziehen.

Bei der Einschätzung, ob der Entzug der Kriegsversehrtenrente Walter Filsingers ein Ausdruck politischen und gesellschaftlichen Umdenkens ist, setzt Christl Wickert ein Fragezeichen, da der Deutsche Bundestag 2021 keine generelle Streichung von BVG-Leistungen an SS-Mitglieder beschlossen hatte.

Die Darstellung von Christl Wickert zeigt am Beispiel Fritz Bringmann auf, wie lange der Kampf für Gerechtigkeit in unserem Staat dauert. Er geht weit über eine Generation hinaus. Aber der von ihr zurecht verehrte Fritz Bringmann hat gezeigt, dass es für das friedliche und demokratische Zusammenleben notwendig ist, sich für eine umfassende Gerechtigkeit einzusetzen, auch wenn die Verwirklichung dieses Ziels über die eigene Lebenszeit hinausgeht.

Stefan Romey

Bescheidene Flughöhe

Der knapp 300 Seiten starke Aufsatzband, der 2022 anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Itzehoer Kreismuseum Prinzeßhof erschien, beginnt mit einer Werkstatt-Anekdote: Die beiden Herausgeberinnen berichten, wie sie 2019 bei den Recherchen für das Projekt auf ein Foto stießen, das Adolf Hitler und Joseph Goebbels laut Vermerk auf der Rückseite

vermeintlich im Haus des Itzehoer NSDAP-Funktionärs Paul Schneider zeigt. Hierzu schreiben Vivian Vierkant und Miriam J. Hoffmann: „Während Hitler und Goebbels wohl kaum einer historischen Einordnung bedurften, musste die Person Schneider erst einmal recherchiert werden.“ (S. 7)

Das offenerzige Bekenntnis erweist sich als symptomatisch für



Miriam J. Hoffmann / Vivian Vierkant (Hg.), „Heute marschieren wir alle geschlossen hinter dem Führer.“ Itzehoe und der Kreis Steinburg 1933–1945. Itzehoe: Kreismuseum Prinzeßhof 2022. 295 S.

den gesamten Band – und für das Wechselbad der Gefühle, das die Lektüre mit sich bringt. Einerseits ist die Transparenz, mit der die Herausgeberinnen ihren Zugang zur Steinburger NS-Geschichte als Neulinge auf diesem Forschungsfeld offenlegen, sympathisch und erfrischend. Andererseits hat es zur Folge, dass man als LeserIn sofort bangt, ob die Bewältigung der komplexen Materie in so kurzer Zeit gelingen kann, wenn ein so zentraler Akteur wie Schneider noch kein Begriff ist. (Vergleichbar gelagert wären die Bedenken, wenn jemand z.B. kundtäte, dass er die Namen Pete Best und Brian

Epstein noch nie gehört hat – und nun innerhalb von zwei Jahren eine Beatles-Biografie veröffentlichen will.)

Um es also vorwegzunehmen: Das Vorhaben, in insgesamt 17 Aufsätzen „schlaglichtartig einzelne Bereiche“ der NS-Geschichte im Kreis Steinburg zu untersuchen (S. 9), fällt extrem durchwachsen aus. Einzelne Beiträge bringen durchaus neue Erkenntnisse. So analysiert Vivian Vierkant – mit neun Texten die Hauptautorin des Bandes – erstmals umfassend die *Mühlenfibel*, ein vom Wils-teraner Lehrer Heinrich Schulz konzipiertes Schulbuch mit regionalen Anknüpfungspunkten, das zwischen 1936 und 1939 mehrere Auflagen erlebte. Die Fibel führte Schreib- und Leseanfänger affirmativ an den NS-Führerkult sowie an Konzepte von Volksgemeinschaft und Opferbereitschaft heran und sollte sie mit NS-Organisationen und geschlechterspezifischen Verhaltensweisen vertraut machen. (Weshalb die Autorin trotz ihrer ausführlichen Analyse dieser Art von Indoktrination zu dem Schluss kommt, „dass eine umfassende, totale Ideologisierung in diesem frühen Bildungsstadium noch nicht stattfand“, wird allerdings nicht ganz klar.)

Nora Obeid beleuchtet kenntnisreich den Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend im Kreis Steinburg, und auch mehrere Aufsätze, die jeweils eine Einzelper-

son in den Blick nehmen, schließen Forschungslücken:

Akribisch schlüsselt etwa Helge-Fabien Hertz den Fall des regienahen Kollmarer Gemeindepastors Alwin Rath (1902–1973) auf, welcher sich selbst wie folgt vertortete: „Erstens bin ich in erster Linie Nationalsozialist, in zweiter bin ich Nationalsozialist, in dritter bin ich Nationalsozialist, und dann erst Pfarrer!“ (S. 162) Das nachsichtige kirchliche Spruchkammerurteil, das Rath in den vorübergehenden Wartestand versetzte, sowie die revidierende Verschärfung des Urteils durch die vorläufige Kirchenleitung werfen ebenso interessante Schlaglichter auf die Möglichkeiten und Defizite deutscher NS-Aufarbeitung wie der Umgang mit den Mordtaten des SS-Täters Kuno Friedrich Callsen (1911–2001), denen Walter Vietzen in seinem Beitrag nachgeht.

Der aus Wilster stammende Callsen, 1929 Mitbegründer des NS-Schülerbundes in Itzehoe, war 1941 federführend an den Massenmorden in Luzk und Babyn Jar durch das Sonderkommando 4a der Einsatzgruppe C beteiligt.

Eine gänzlich andere Perspektive bringt Vivian Vierkants Aufsatz über eine 1921 in Lägerdorf geborene Kaufmannsgehilfin, die 1941 einen ausführlichen Bericht über ihren Einsatz als Wehrmachthelferin („Blitzmädchen“) im elsässischen Colmar verfasste – ein ungewöhnliches Ego-Dokument aus dem Umfeld der männerdominierten deutschen Kriegsmaschinerie.

Problematischer ist eine Tendenz, die sich durch andere Beiträge des Bandes zieht: In mehreren Fällen sind die AutorInnen den Einzelquellen, die sie sich vornehmen, methodisch, analytisch und sprachlich nicht gewachsen. Anna Sophie Schönrock untersucht drei Kriegs-Fotoalben aus dem Bestand des Prinzeßhofmuseums, die von Wehrmachtssoldaten aus Reher bzw. Sachsenbande (darunter zwei Brüder) angelegt wurden. Die Autorin orientiert sich zwar an der Pionierforschung von Ulrike Schmiegelt, Peter Jahn und anderen zum Umgang mit solchen Alben, verliert sich aber an entscheidenden Stellen in müßigen psychologisierenden Spekulationen.¹

1. Im Fall eines Bildes, das Soldaten bei einer Übung zeigt und handschriftlich mit „Da draußen auf der Heide“ beschriftet ist, spekuliert Schönrock darüber, inwieweit die Heide Landschaft als literarischer „Ort voller Blumenpracht und unberührter Natur [...] im Kontrast zu der strengen Ausbildung“ stehe und ob mit dem Spruch also bewusst „Erwartungen gebrochen“ werden sollen (S. 237) – verkennend, dass Sprüche und bekannte Liedzeilen oftmals quasi ritualisiert zur Beschriftung von Fotos in privaten Alben herangezogen werden. (In diesem Fall handelt es sich – und das wäre leicht zu recherchieren gewesen – um ein Zitat aus dem Gedicht *Im Walde* des in der NS-Zeit immens populären Hermann Löns: „Da draußen auf der Heide, / Da wehet der Wind“).

Über den gesamten Band verteilt finden sich zahlreiche solcher Fälle, in denen die Souveränität fehlt, um die aus den Quellen hervorgehenden Muster, Narrative und Topoi analytisch in den Griff zu bekommen. Vivian Vierkant wertet in einem Beitrag lebensgeschichtliche Interviews mit zwei Itzehoer ZeitzeugInnen – beide Jahrgang 1927 – aus, ohne jedoch über deskriptive Banalitäten bei der Analyse hinauszugelangen. Formulierungen wie „Hier stellt sich wiederum die Frage nach dem Wahrheitsgehalt“ oder „Um zu einer objektiven Einschätzung zu kommen, wären folgende Fragen zu beantworten“ (S. 45) stehen der Auswertung des Oral-History-Materials sogar im Wege, da „Wahrheit“ und „Objektivität“ als geschichtswissenschaftliche Kategorien wenig taugen.

Das Problem liegt oft darin, dass die Einzelquellen weitgehend isoliert betrachtet und rein positivistisch auf historische talking points abgeklopft werden, ohne dass sie mit anderen Quellen synthetisiert würden. Die thematischen Aspekte werden im Abgleich mit Handbuchwissen nach-

vollzogen, die Analyse bleibt aber in einer erweiterten Paraphrase stecken, und dieses Verharren in einem deskriptiven Positivismus führt im Zusammenspiel mit eklatanter Unkenntnis von vorhandener Forschungsliteratur teilweise zu merkwürdig schiefen Faziten.²

Das gilt auch für Vierkants Beitrag zur Itzehoer Kaiser-Karlschule, der quellentechnisch einen Streifzug durch die erhaltenen Ausgaben des Mitteilungsblattes der Vereinigung ehemaliger KKS-Schüler darstellt. Die Erkenntnis, dass sich in einem gleichgeschalteten Vereinsorgan antisemitische und kriegsverherrlichende Rhetorik wiederfindet, kann nicht überraschen. Was hingegen zu kurz kommt, ist die Frage, was sich jenseits der Propaganda an Aussagen über die Feinmechanik des Schulbetriebs und das gesellschaftliche Subsystem Gymnasium in der NS- und der Kriegszeit treffen ließe.

Leider indiskutabel – das lässt sich nicht anders sagen – ist der Beitrag von Julia Starck über die *Schleswig-Holsteinische Tageszeitung*.³ Weder sprachlich noch inhaltlich ist die Autorin dem Thema

2. Ein Beispiel für mangelhafte Literaturrecherche: Auf S. 27, Anm. 26, heißt es, eine Untersuchung zur Person und Tätigkeit des Itzehoer Schulleiters Wilhelm Voß sei „ein Forschungsdesiderat“. Voß steht aber im Mittelpunkt der recht soliden Studie von Hans-Werner Erdt, *Die Auguste-Viktoria-Schule Itzehoe: Im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945*. Kiel 2005.

3. Unverständlicherweise werden nicht einmal die Standardwerke von Kay Dohnke und Markus Oddey berücksichtigt. Vgl. Kay Dohnke, *Propagandistische Aktion und politische Erkenntnis: Der Schriftsteller Bodo Uhse und seine Itzehoer Zeit (1929–1931)*. In: Itzhoer. *Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein*, Bd. 2. Itzhoer 1991, S. 287–300; Markus Oddey, *Unter Druck gesetzt. Presse und Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. Struktur – Wahrnehmung – Herrschaftsakzeptanz*. Eutin 2006.

gewachsen; grundlegendes Wissen zum Pressewesen im NS-Staat fehlt hier ebenso wie das Verständnis für die spezifische Situation der SHZ. Hier hätten die Herausgeberinnen eingreifen müssen, der Text wirkt wie eine unredigierte Proseminararbeit – einschließlich eines ebenso unterkomplexen wie deplatzierten Exkurses zu Homosexualität in der NS-Zeit.

Unterm Strich bleibt somit ein mageres Ergebnis. Wenn das Kreismuseum eines deutschen Landkreises im fortschreitenden 21. Jahrhundert einen Überblicksband zur NS-Zeit in diesem Kreisgebiet vorlegt, dann darf man als LeserIn einen gewissen Standard an Expertise erwarten, und diesen Standard erreicht der vorliegende Band leider nur zum geringen Teil. Verräterisch ist in dieser Hinsicht, dass in den Fußnoten sehr häufig z.B. Ernst Klees *Personenlexikon zum Dritten Reich* auftaucht, während Standardwerke der Lokalforschung an auffälligen Stellen fehlen.⁴

Auch wenn der umfassende, als Untertitel auf dem Buchumschlag prangende Anspruch *Itzehoe und der Kreis Steinburg 1933–1945* im Vorwort relativiert wird, fällt zudem eine befremdliche thematische Schieflage auf:

Nahezu alle Beiträge fokussieren Aspekte aus dem Inneren der Diktatur. Man erfährt, wer zur Volksgemeinschaft gerechnet wurde – fast gänzlich unbeachtet bleiben aber die Ausgegrenzten, Verfolgten, Ermordeten. Dass ein Sammelband nur einzelne Schlaglichter auf ein komplexes Themenspektrum werfen kann, versteht sich von selbst. Das entlässt die Herausgeberinnen aber nicht aus der Verantwortung des Agenda-Settings. Themenkomplexe wie politische Verfolgung, „Euthanasie“, „Arisierung“, Zwangsarbeit oder ausländische Kriegsgefangene werden in einem knappen Überblickstext von Vivian Vierkant (Itzehoe und der Kreis Steinburg zwischen 1925 und 1945, S. 11-17) bestenfalls kurz gestreift, im Band jedoch nicht in eigenen Beiträgen behandelt.⁵ Diese Unwucht fällt umso mehr auf, als Vivian Vierkant im vorletzten Aufsatz den Weg einer Flüchtlingsfamilie aus Ostpreußen in den Kreis Steinburg 1944/45 skizziert – basierend auf einem Interview mit der 1928 geborenen Tochter der Familie.

Gerade die auf Zeitzeugengesprächen fußenden Beiträge zeichnen insgesamt ein recht harmloses,

4. Das gilt auch für Vivian Vierkants Aufsatz über den Bauantrag für das sogenannte „Germanengrab“ in Itzehoe (S. 139-147). Hier fehlt der Hinweis auf Ingo Lafrentz, *Insenierte Geschichte. Das sogenannte Germanengrab in Itzehoe*. In: *ISHZ* 52/53 (2010/2011), S. 16-47.

5. Die Ausnahme bildet der Beitrag von Michael Legband über seinen Großvater Julius Legband, einen widerständigen Itzehoer Maurermeister; allerdings hat der Autor diesen Fall schon mehrfach publiziert. Vgl. S. 200ff.

fast friedliches Bild von der NS-Zeit im Kreis Steinburg – was auch daran liegt, dass die Schilderungen nicht darauf abgeklopft werden, was nicht gesagt wird, was ausgespart bleibt. Auch wenn mehrfach betont wird, dass „erfahrungsgeschichtliche Quellen wie Zeitzeugeninterviews [...] stets subjektiv [sind]“ (S. 19, S. 277), gehen einige der AutorInnen – und in verantwortlicher Position die Herausgeberinnen – den Narrativen, die von den BDM-Mädchen, fotografierenden Soldaten und interviewten ZeitzeugInnen vorgegeben werden, zu unkritisch auf den Leim. Die Beiträge bleiben an der Oberfläche des Gesagten und gewinnen keine analytische Tiefe.

Die Interviews mit den beiden Itzehoer ZeitzeugInnen geraten teilweise sogar in ein gefährlich relativierendes Fahrwasser, etwa wenn man den folgenden Kommentar Vivian Vierkants zu einer Aussage des interviewten Itzehoer Kriegsheimkehrers K. liest: „Die meisten ehemaligen Kriegsgefangenen mussten ihre Traumata durch erlittene oder begangene Gräueltaten ohne Hilfe bewältigen.“ (S. 38) Wenn hier mit dem Ausdruck „begangene Gräueltaten“ gemeint sein sollte, dass ehemalige deutsche Wehrmachtssoldaten nach 1945 darunter gelitten haben, dass sie im von Deutschland angezeigten Angriffs- und Vernichtungs-

krieg selber Kriegsverbrechen an Juden, an der Zivilbevölkerung oder an Kriegsgefangenen anderer Nationen begangen haben, dann wäre das eine Relativierung, die aus Sicht der wahren Opfer wie Hohn klingen muss und im Rahmen einer seriösen Publikation eigentlich unverzeihlich ist.

Es ist unbegreiflich, dass ein solcher Satz in den vorliegenden Band gelangen konnte. Selbst wenn man es wohlwollend als Unbedarftheit verbuchen möchte, bleibt es ein unverzeihliches Versagen auf redaktioneller Ebene. So kippt das Gesamturteil des Rezensenten am Ende von „durchwachsend“ dann doch noch dahingehend, dass hier ein Band vorliegt, der die Forschung weniger vorangebracht, sondern eher zurückgeworfen hat. Zurückgeworfen in dem Sinne, dass hier – durch das Itzehoer Kreismuseum quasi offiziell abgesegnet – ein erschreckender Mangel an wissenschaftlicher, kuratorischer und sprachlicher Sensibilität im Umgang mit lokaler NS-Geschichte zelebriert wird (einzelne AutorInnenbeiträge ausgenommen), welcher befürchten lässt, dass in Zukunft gar eine regelrechte Welle an Unbedarftheit zu erwarten ist, die die in den vergangenen Jahrzehnten mühsam erarbeiteten Forschungs- und Gedenkstandards weiter untergräbt.

Tino Jacobs